

Das Leben in Durchdringung und Verwandlung – Zur Krise der Selbstbestimmung in Hofmannsthal's Romanfragment *Andreas oder die Vereinigten*

Han Yan
(Beijing)

Kurzzusammenfassung: Am Anfang des 20. Jahrhundert erfährt der Begriff des Individuums eine Befreiung von traditionellen sozialen Beschreibungen, gerät aber wieder in eine neue Krise in der kapitalistisch organisierten Gesellschaft. Georg Simmel weist als Merkmale des geistigen Lebens moderner Individualitäten „Steigerung der Nervenleben“, „rechnender Geist“ und „Gleichgültigkeit“ usw. auf, die als Folge der geldwirtschaftlichen Entwicklung zu verstehen sind. Davon lassen sich eine wesentliche Wertgefühlsänderung und eine innere Komplexität des Individuums ableiten. Diese Konstellation kommt in Hofmannsthal's Romanfragment *Andreas oder die Vereinigten* zur Darstellung, indem der Dichter den Protagonisten als ein unerfahrenes und unbewusstes Wesen gestaltet, ihn in einer Offenheit den äußeren Wirklichkeiten gegenüber stellt und seine Existenzrealisierung durch eine bestimmte „Wanderung“ präsentiert. Im Streben nach gesellschaftlicher Anpassung erfährt er Hemmungen sowohl vor dem aktuellen Sozialprinzip als auch vor der Tradition der Familienehre. Eine Auflösung dieser Fremdheit findet Andreas schließlich in der Naturwelt, wo er seine verborgenen Triebregungen übertragen und dort als jenes „Kreatürliche“, als ein Mensch des Universums ausleben kann. Eine gelingende soziale Identität findet er nicht, und seine Glücksaufgabe bleibt unbewältigt und offen am Ende.

Schlüsselwörter: Fin de Siècle, Mysterium, Dissoziation, Kreatürliche

1 Einführung

Um 1900 ließ sich in der deutschsprachigen Gesellschaft ein großer politischer, technischer und wirtschaftlicher Aufschwung als Folge des Modernisierungsprozesses beobachten. Folgen dieses Wandels sind immer dialektisch zu begreifen. Im Alltagsleben erfuhr man eine Befreiung aus traditionellen Arbeitsmodellen, während zugleich die maschinelle Wiederholung zur Hauptlebensweise und der materielle Reichtum der Hauptmaßstab des Lebensglückes wurde. Dies führte dazu, dass das Individuum über mehr Freiheiten im sozialen Leben verfügte. Im Sinne von Habermas hat der Einzelne, der zuvor von der „Rollenidentität“ bestimmter sozialer Gruppen determiniert war, zu einer „Ich-Identität“ gefunden, während er an Einbettung

oder Verbundenheit mit der Welt verlor. Die mitmenschlichen Beziehungen wurden abgestumpfter und die Erfahrung der Entfremdung ernster.

In den Künsten entfaltete sich entsprechend die Bewegung des „Fin de Siècle“, die auf den kulturellen Verfall und die allgemeine Dekadenz-Atmosphäre der Gesellschaft verwies. Der Fokus dieser Bewegung richtete sich auf die Krisensituationen des individuellen Lebens. Der österreichische Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal schrieb in seinem Brief an Stefan George: „Eine ins Krankhafte gesteigerte Sorglichkeit und Bangigkeit meines Gemütes lässt mich zu Zeiten, und diese Zeiten verbreiterten sich in den letzten Jahren über viele Monate, aus allem und jedem was mich umgibt, aus dem Dasein meiner Eltern und anderer naher Menschen, aus dem Anblick der Landschaft, aus dem Gefühl des eigenen Wesens.“¹ Nach Hermann Broch, wie er es in seiner Darstellung *Hofmannsthal und seine Zeit* formuliert, vermag „keine künstlerische und kunstgewerbliche Stiländerung [...] sich durchzusetzen, sofern sie nicht einer gewissen Änderung des Lebensstiles entspricht“². Daraus lässt sich schließen, dass die Lebenskrise des Individuums nicht nur ein Problem des Schriftstellers in den Jahren von 1912 bis 1918³ ist, sondern auch ein zentrales Thema seines Schaffens in dieser Periode bildet.

2 Georg Simmel: Grundlage der modernen Lebenskrise

Der deutsche Soziologe Georg Simmel beschreibt diese Krisensituation als Widersprüchlichkeit des Individuums mit der Gesellschaft. Nach ihm entspringt das tiefste Problem des modernen Lebens „aus dem Anspruch des Individuums“, genauer gesagt daraus, „die Selbständigkeit und Eigenart seines Daseins gegen die Übermächte der Gesellschaft, des geschichtlich Ererbten, der äußerlichen Kultur und Technik des Lebens zu bewahren – die letzterreichte Umgestaltung des Kampfes mit der Natur, den der primitive Mensch um seine *leibliche* Existenz zu führen hat.“⁴ Diese Auffassung bezieht sich zuerst auf eine historische Entwicklung der Subjektbestimmung. Nach Simmel wurde der Einzelne im 18. Jahrhundert zur Befreiung von

¹ Hermann Friedrich, Stefan George und Hugo von Hofmannsthal. Dichtung und Briefwechsel. Zürich 1947, S. 163.

² Herrmann Broch, *Hofmannsthal und seine Zeit*. Eine Studie. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Paul Michael Lützeler. Frankfurt a. M. 2001, S. 135.

³ Vgl. Karl Gautschi, Hugo von Hofmannsthals Romanfragment *Andreas*. Zürich 1965, S. 12.

⁴ Georg Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: Ders., *Gesamtausgabe*. Bd 7. Hg. von Otthein Rammstedt. Bd. 1. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Hg. von Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt und Otthein Rammstedt. Frankfurt a. M. 1995, S. 116-131, hier S. 116.

Verbindungen „in Staat und Religion, in Moral und Wirtschaft“ aufgerufen, damit die „gute Natur“ in ihm heranwachsen konnte. Im 19. Jahrhundert wurde darüber hinaus noch die Arbeitsteilung und -leistung gefordert. Dies erhöhte aber wieder die Abhängigkeit des Einzelnen von anderen. In diesem Zusammenhang entstand der Grundwiderstand des Subjekts.

Die modernen Individualitäten, besonders die großstädtischen, sind nach Simmel demnach mit drei Schlüsselwörtern zu charakterisieren: Verstandesmäßigkeit, Nivellierung und Zusammenhangslosigkeit. Die psychologische Grundlage des Individuums liegt zuerst in einer „*Steigerung des Nervenlebens*“.⁵ Anders als das kleinstädtische Seelenleben, das vielmehr auf die gefühlsmäßigen Beziehungen eingestellt ist, ist das großstädtische als „*intellektualistisch*“⁶ zu begreifen. Angesichts des großen Tempos und der Mannigfaltigkeit des wirtschaftlichen Lebens haben die Modernen den Ort des Verstandes erheblich entwickelt. Er fungiert als „ein Schutzorgan“⁷, damit sich der Einzelne mit dem Wandel und den Gegensätzen der Erscheinungen abfinden kann.

Nach Simmel begründet sich diese Betonung überhaupt auf die Wirtschaftsentwicklung. Beide, nämlich die Geldwirtschaft und die Verstandesmäßigkeit stehen in einem engen Zusammenhange: „Ihnen ist gemeinsam die reine Sachlichkeit in der Behandlung von Menschen und Dingen, in der sich eine formale Gerechtigkeit oft mit rücksichtsloser Härte paart.“⁸ Dabei lässt sich auch eine Wechselwirkung betrachten: Das wirtschaftliche Prinzip erfordert immer rein verstandesmäßige Subjekte, während diese rechnenden Charaktere immer objektiver werdende soziale Beziehungen pflegen werden.⁹ So wie der materiale Reichtum ein wichtiger Maßstab des Lebensglücks wird, so lassen sich auch die menschlichen Beziehungen aufgrund eines rein vernünftigen und rechnenden Tauschmodells entfalten, was schließlich dazu führen würde, dass nicht nur verschiedene Dinge, sondern auch das Lebende, die Menschen verdinglicht und nivelliert werden. Die Freiheit der modernen Individualitäten war in diesem Sinne eigentlich zusammenhangslos oder sogar nihilistisch. Die Modernen, als hervorragende Individuen, waren zwar viel freier als in jedem vergangenen Zeitalter, konnten aber keinen festen Stand angesichts des unmäßigen Drucks der Gesellschaftsentwicklung finden.

⁵ Vgl. ebenda.

⁶ Ebenda, S. 117.

⁷ Ebenda.

⁸ Ebenda, S. 118.

⁹ Vgl. Georg Simmel, Philosophie des Geldes, in: Ders., Gesamtausgabe. Hg. von Otthein Rammstedt. Bd. 6 hg. von David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke. Frankfurt a. M. 1989, S. 275.

3 Andreas und das Seins-Mysterium

In der Wiener Moderne wurde eine solche Krisenstimmung mit einer bestimmten Weichheit beschrieben, dazu gehört auch Hofmannsthal's einziges Romanfragment *Andreas oder die Vereinigten*. Das Schreibprojekt, an dem er zwischen 1907 und 1927 arbeitete, blieb schließlich Fragment und wurde aus seinem Nachlass publiziert. 1918 erwähnt Hofmannsthal in einem Brief an Hermann Bahr einen „Roman, nicht breiten Umfangs, Jugend und Lebenskrise eines jungen Österreicherers auf einer Reise über Venedig nach Toskana, im Sterbejahr der Kaiserin Maria Theresia“¹⁰, eine Bemerkung, aus der sich die Romankonzeption verstehen lässt. Wie die Form des Textes selbst sei der Protagonist Andreas innerlich fragmentarisch. Der 22-jährige Andreas von Ferschengelder aus einer kleinadeligen Wiener Familie wird von seinen Eltern auf eine Reise nach Venedig geschickt. Wie andere junge Adlige im 18. Jahrhundert tritt er diese Reise zunächst im Sinne einer Bildungsreise an, endet aber mit ungenauer Auskunft: „Ihm war eines von allem Schwer: zu sich selbst zu gelangen, und an dieser Schwere erfüllte sich sein Wesen.“¹¹ Seine Reise entwickelt sich nämlich nicht zu einer traditionellen Bildungsfolge oder Selbstverfeinerung, und es scheint bei ihm ein innerstes Wesen oder ein Selbstbewusstsein überhaupt schwer zu finden zu sein. Als unerfahrener junger Herr begegnet Andreas immer wieder Verführungen und Hemmungen auf seiner „Wanderung“, durch die er in Zwiespältigkeiten gerät, da er einerseits von den Erwartungen seiner Familie auszugehen scheint, andererseits aber die Spuren des eigenen aber immer noch unklaren Ich in Spiegelungen der verbrecherischen Verfahren findet. Seine Reise lässt sich deswegen als ein Versuch verstehen, ein Einvernehmen mit der Welt zu finden. Damit wird das Grundthema der Erziehung in Roman fast aufgelöst: Eine Festigung der Existenz lässt sich nicht beobachten, sondern eine tiefere Seins-Unsicherheit. Andreas soll davon zur Gewissheit seiner Existenz fortschreiten, nämlich eine Versöhnung zwischen seinem eigenen Ich und der Weltrealität finden und in eine Einheit mit seinem Dasein gelangen.

Diese geistige und seelische Entwicklung lässt sich innerhalb bestimmter räumlichen Struktur entfalten. Der Roman beginnt mit Andreas' Ankunft in Venedig. Seine vorherigen Erlebnisse werden im Rahmen verschiedener träumerischer Erinnerungen inszeniert. Im Vergleich zur ersten Reisestation Kärnten, einem Land, das durch klare Luft, feste Berggestalt und traditionelle Sitten und Gebräuche der Bevölkerung charakterisiert ist, verfügt Venedig über keinen festen Untergrund. Es ist statt dessen auf Wasser gebaut, hat eine labyrinthische Struktur, die verschiedene lockende und erschreckende

¹⁰ Die Neue Rundschau, Gedächtnisheft für Hugo von Hofmannsthal, 1930, I, S. 517.

¹¹ Hugo von Hofmannsthal, *Andreas*, in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden*. Bd. 7. Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen. Hg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M., S. 198–319, hier S. 226.

Möglichkeiten in sich birgt. Venedig bietet hier eine Atmosphäre, in die alles dingliches Reale eintritt, um sich zu verwandeln und zu differenzieren, d.h. alles gewinnt je höchst individuelle Konturen. In einem solchen Raum wird die Welterfahrung mit dem Sinn für das „Schwebend-Andeutende, für die gleitende Bewegtheit und Reizempfindlichkeit des Augenblicks“¹² entwickelt. Damit gewinnt das geistige Ungreifbare des Menschen eine Möglichkeit sich zu entfalten. Venedig als ein Ort der fortgesetzten Vereinigung oder Vermischung der Menschen, Dinge und Regungen konstituiert daher eine Wirklichkeit von Seins-Mysterium des Menschen.

Dieser Romanentwurf ist als ein widerständiger Akt gegen die weitgehende Objektivierung seiner Zeit zu verstehen.¹³ Hofmannsthal kommentierte einmal:

Heute scheinen zwei Dinge modern zu sein: die Analyse des Lebens und die Flucht aus dem Leben. Gering ist die Freude an Handlung, am Zusammenspiel der äußeren und inneren Lebensmächte, am Wilhelm-Meisterlichen Lebenlernen und am Shakespearischen Weltlauf. Man treibt Anatomie des eigenen Seelenlebens, oder man träumt. Reflexion oder Phantasie. Spiegelbild oder Traumbild.¹⁴

Mit dem letzteren verbindet Hofmannsthal Andreas' Bildungsweg mit jenen flüchtigen Daseinserfahrungen und -empfindungen. Das Ich ist daher in einer mystischen Ganzheit durchzuschauen.

Genauer lässt sich dieses Mysterium immer in verschiedenen Zersetzungssituationen entfalten, während seine Leiden und die Glücksanlässe meistens gleichzeitig auftreten. Schon im ersten Satz des Textes kommt eine Unsicherheit der Situation zum Ausdruck:

Das geht gut [...] das wird gut, lässt mich der stehen, mir nichts dir nichts, einen Wagen gibt's nicht in Venedig, das weiß ich, ein Träger, wie käme da einer her, es ist ein öder Winkel, wo sich die Füchse gute Nacht sagen [...] Ich kann die Sprache, was ist das weiter, deswegen machen sie doch aus mir was sie wollen!¹⁵

Andreas erfährt nämlich einen umfassenden Vertrauensverlust und betrachtet sich als ein ewiger Fremder. Die Wurzel dieser Selbstunsicherheit liegt in dem gescheiterten Anfang seiner Reise. Als Junge wird er von den Eltern in

¹² Fritz Martini, Hugo von Hofmannsthal. Andreas oder die Vereinigten, in: Sibylle Bauer (Hg.), Hugo von Hofmannsthal. Darmstadt 1968, S. 309-351, hier S. 325.

¹³ Ebenda, S. 320.

¹⁴ Hugo von Hofmannsthal, Gabriele d'Annunzio (1893), in: Ders., Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Bd. 8. Reden und Aufsätze I, 1891-1913. Hg. Von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1979, S. 198-202, hier S. 176.

¹⁵ Hugo von Hofmannsthal, Andreas, a. a. O., S. 198.

die Welt gesendet, und zwar „um fremde Menschen kennenzulernen, fremde Landesgebräuche zu beobachten, um sich in den Manieren zu vervollkommen“¹⁶. So richtet sich das Ziel dieser Bildungsreise eigentlich darauf, Andreas durch die Erweiterung seines Erfahrungshorizonts zu ermöglichen, von einem Knaben zu einem Herrn aufwachsen zu können. Sein Großvater war einst „vom väterlichen Hof weg die Donau hinab gegen Wien marschiert“ und erwarb dem Familiennamen durch seine Leistung den Adelstitel „Von“, auf dem der Stolz der ganzen Familie ruht. Für Andreas hat aber dieses Leistungstreben wenig Bedeutung, darin ähnelt er eher seinem müßiggehenden Onkel. Sein Verständnis von „Herr-Schaft“ orientiert sich überwiegend nur am Erscheinungsbild und den Ausrüstungen. So lässt er sich leicht überzeugen: „Andreas sah schlaftrunken vom Fenster aus ein mageres, aber munteres Pferdchen im Hof stehen. Da packte ihn die Eitelkeit an, dass es doch was Anderes wäre, mit einem Bedienten hinter sich in die Städte und Gasthöfe einzureiten.“¹⁷ Daher wird der tückische Bursche Gotthelf als sein Bediener angestellt, während Andreas, obwohl der Herr, völlig abhängig von ihm geleitet wird. Er führt Andreas nach Kärnten, wo sich nach seiner Aussage fantastische Frauen finden ließen und man die wilde und freche Lust des Lebens genießen könne.

Im Haus, wo sie Unterkunft finden, das von einer idyllischen und redlichen Familie bewohnt wird, begegnet Andreas seine erste Liebe Romana, und er erlebt ein Glücksgefühl, das von innen aufsteigt. Er hält die Liebe oder den Besitz einer eigenen Familie auch für ein „Mittel zum Zweck“ des Lebensglücks, und will „durch diese eigene Zufriedenheit auch die Eltern zufriedenstellen“¹⁸. Dieser idyllische Traum wird aber von Gotthelfs Verbrechen vollständig vernichtet. In der Nacht vergiftet der Diener den Hofhund, misshandelt eine Magd, steckt den Bauernhof in Brand und flüchtet dann mit Andreas, Geld und Pferd. Damit wird Andreas zwar nicht belangt, aber ausgewiesen.

Hinter dieser Verlegenheit lässt sich aber eine gewisse Spiegelung von Gotthelfs Verbrechen, seiner Triebhaftigkeit auf Andreas Innenwelt beobachten. Gotthelf beschreibt die Beziehung zwischen Männern und Frauen wie ein Jagdspiel, das ganz auf die Wollust gerichtet ist. Dies scheint in Andreas Alltag so unannehmbar, dass er sich nicht einmal erkühnt Romana zu küssen. In seinem Traum stellt sich die Situation aber ganz anders dar: Er träumt, dass er vor Romana flüchtet und findet sich wieder gefangen in einem Kleiderschrank, genau wie eine Katze, die er einmal misshandelt hat: „Den schweren linken Fuß hebt er mit unsäglichlicher Qual über das Tier, dessen Rücken in Windungen unaufhörlich auf und niedergeht, da trifft ihn der Blick des verdrehten Katzenkopfes von unten [...] erfüllt mit Wollust und

¹⁶ Ebenda, S. 224.

¹⁷ Ebenda, S. 208.

¹⁸ Ebenda, S. 224.

Todesqual in grässlicher Vermischung“¹⁹. Es wird deutlich, dass sich eine brutale Gestalt in ihm verbirgt, die Andreas selbst noch nicht erkannt hat.

In Venedig findet er seine Unterkunft bei einem verarmten Grafen Prampero. Dort lernt er dessen beide Töchter kennen und findet einen neuen Diener, Maler Zorzi. Anders als die Kärntner Bauernfamilie sprechen die Bewohner hier fast nur über Angelegenheiten des Geldes. Sie arbeiten alle für ein Theater und beschäftigen sich gerade mit der Ausstattung einer Lotterie, für die die Töchter ihre Jungferschaft verkaufen. „Man muss die Welt nehmen, wie sie ist“²⁰, heißt das realistische Lebensprinzip dieser Familie. Sie lässt sich in diesem Sinne im Gegensatz zu der Bauernfamilie verstehen, und zwar mit einer extrem utilitären und in gewissem Sinne „moderner“ Ausrichtung.

Durch Zorzi lernt Andreas die ältere Tochter Nina kennen, eine ehemalige Schauspielerin, die zurzeit mit einem sehr brutalen und fast „tierischen“ Herzog lebt. Mit ihrer Schönheit und koketten Sinnlichkeit hatte sie viel Umgang mit verschiedenen Männern, wurde aber meist nur wie ein Spielzeug behandelt. Von ihr wird Andreas wieder angeregt, allerdings nicht aus Liebe, sondern aus einer verborgenen Triebkraft heraus:

Nina sah wie zerstreut über ihn hin; auf ihrer Oberlippe [...] schwebte die Andeutung eines Lächelns und schien auf einen Kuss zu warten. Andreas neigte sich unbewusst vor und sah benommen auf diese halboffenen Lippen. Das Bauermädchen Romana tauchte herauf, um sich gleich wieder in Luft aufzulösen. Er fühlte, wie etwas Entzückendes, zugleich Bangmachendes sich sanft auf sein Herz niedersenkt, sich dort zu lösen.²¹

Er erlebt deswegen einen glücklichen Moment in der Gegenwart von Nina, und zwar einen unbewussten und sinnlichen. Er träumt sogar schnell von einem neuen Leben, davon, dass er als reicher Herr Nina geheiratet und den hübschen Dachgarten neben dem Haus für sie gekauft hat. In Anbetracht seines aktuellen Zustandes muss er aber Nina zuletzt ablehnen.

4 Die Gestalten in Doppelheit und umkehrender Dissoziation

Demnach werden zwei Gruppen von Doppelwesen in Roman dargestellt, und zwar einerseits Andreas als adeliger Junger und Gotthelf als sein Spiegelbild, andererseits Romana als eine traditionelle und sittsame Jungfrau und Nina als eine kitschige Frau. Zwischen diesen Ausprägungen lässt sich

¹⁹ Ebenda, S. 226.

²⁰ Ebenda, S. 240.

²¹ Ebenda, S. 259.

die Spaltung der Hauptfigur aufweisen, in der sein Ich, wie Fritz Martin beschreibt, in einer „Sinnmitte“²² steht, d. h. zwischen Möglichkeiten, die einander aufheben und die in der Suche nach ihrer Verwirklichung ihre Erfüllung wechselseitig verhindern scheinen.

Dieser Zustand lässt sich durch ein weiteres symbolisches Doppelwesen, das der Maria/Mariquita, verdeutlichen, die Andreas an Ende des Fragments begegnet. Er sieht nämlich zwei weibliche Abbilder in seiner Illusionswelt, die eine erscheint als eine junge Frau aus bescheidenen Ständen, und zwar mit einem schwarzen Tuch über Kopf und Schultern, und mit blassem Gesicht. Sie betritt zusammen mit Andreas die Kirche und steht dort gegen den Altar betend. Die andere aber, von lockigen Haaren umweht, versucht die Kirche zu verlassen und streift mit ganz schnellen Schritten an Andreas vorbei. Ihre Bewegung ist, wie der Roman beschreibt, „viel zu gewaltsam, um nicht absichtlich zu sein, aber scheint viel mehr der Übermut eines Kindes als die Frechheit einer erwachsenen Person.“²³ Als Doppelwesen lassen diese beiden Figuren sich so verstehen, dass Maria alles Körperliche geringschätzt, sie strebt nach sittlicher Vollkommenheit, während Mariquita ihr sinnliches Gegenteil darstellt und der verführerischen, körperlichen Liebe frönt. Dazwischen leidet Andreas, indem er offen bleibt für alle Möglichkeiten, aber von keinem klaren Zukunftsweg weiß.

In dieser schwebenden Situation ist eine Glücksbestimmung für Andreas nur schwer zu ermitteln. In Roman lässt sich das „Schreiben“ als eine Prüfung des Glücks verstehen, der Andreas sich jedoch überhaupt nicht aussetzen kann. Er schreibt an seine Eltern nur in der Einbildung und berichtet nur über das, was die Eltern zufrieden stellen würde. Aus seinen Reiseerfahrungen hat er genau genommen kaum sittliche oder innerliche Bildung gezogen, so dass sein Verständnis des Idealen vielmehr auf die materielle Welt begrenzt ist und bleibt.

Nur in der Begegnung mit einem rätselhaften Malteserritter sieht Andreas etwas „Anderes“ als seinen gewohnten Umkreis, der nur über den Reichtum oder die finanziellen Beziehungen des Menschen spricht. Der Ritter scheint ein Mitglied der Freimaurer zu sein, die hauptsächlich nach einer Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft streben, und zwar vermittelt der Bildung des individuellen Geistes und eines moralischen Bewusstseins. An diesem Ritter entdeckt Andreas eine für ihn seltene Übereinstimmung von Körperhaltung und Seelenkraft, die ihm als nichts anderes denn als „Grazie“, und „wahre unnachahmliche Vornehmheit“²⁴ begreiflich wird. Mit dem Wort „unnachahmlich“ deutet der Autor bereits das Ergebnis dieser Begegnung an. Dieser Zustand, den der Ritter verkörpert, richtet sich

²² Fritz Martini, Hugo von Hofmannsthal: Andreas oder die Vereinigten, a. a. O., S. 321.

²³ Hugo von Hofmannsthal, Andreas, a. a. O., S. 253.

²⁴ Ebenda, S. 248.

entweder auf ein vergangenes Zeitalter oder auf ein nicht nachahmend lernbares oder lehrbares Bewusstsein. Andreas bleibt deswegen immer noch zurück: „In der Verwirrung schien es ihm leichter, welches Bestimmtes immer zu sagen, als etwas Unbestimmtes, für das er niemals die Wendung gefunden hätte.“²⁵ Der Ritter weist Andreas darauf hin, dass er in „Briefen“, und zwar als Symbol eines bewussten Selbstaudruckes, die Möglichkeit hat, „selbst darüber zu verfügen!“²⁶, damit gerät das Hauptproblem einer Glücksaufgabe wieder in seinen eigenen Wirkungskreis, oder, wie Hofmannsthal in einem Dichter interpretierenden Tagebuch *Ad me ipsum* aufzeigt: „die Verwandlung in Tun [...] Das höhere Leben muss die Steigerung des Selbst sein, empfangen durch das Drauf-kommen aufs Richtige, aufs Eigentliche.“²⁷

Bei Andreas lässt sich diese Bewusstseinsentwicklung nicht beobachten. Vielmehr ereignet sich der „glücklichste Augenblick seines Lebens“ in einem Rauschblick von Omnipotenz in Kärnten. Während er nach auf dem Wagen, der ihn nach Kärnten bringen soll, trüben Gedanken nachhängt, macht ihn der Fuhrmann mit seiner Peitsche als Zeigstock auf einen am Himmel kreisenden Adler aufmerksam, zu dem er in ein Verhältnis der Anverwandlung tritt, so dass sein betrüblicher Zustand sich buchstäblich in Luft auflöst. Um diesen Moment präzise nachvollziehbar zu machen, zitiere ich ausführlich:

Die Stimme des Fuhrmanns riß ihn aus sich, der mit der Peitsche nach oben zeigte, wo in der reinen Abendluft ein Adler kreiste. Nun wurde Andreas erst gewahr, was vor seinen Augen lag. Die Straße hatte sich aus dem Bergtal herausgewunden und jäh nach links hingewandt: hier war ein mächtiges Thal aufgetan, tief unten wand sich ein Fluss, kein Bach mehr, dahin, darüber aber, jenseits, der mächtigste Stock des Gebirges, hinter dem, noch hoch oben, die Sonnenuntergänge. [...] Andreas war zumut wie noch nie in der Natur, ihm war als wäre dies mit einem Schlag aus ihm selber hervorgestiegen: diese Macht dies Empordringen, diese Reinheit zu Oberst. Der herrliche Vogel schwebte oben allein noch im Licht mit ausgebreiteten Fittichen zog er langsame Kreise, der sah alles, von dort wo er schwebte sah er noch ins Finazzertal hinein und der Hof, das Dorf, die Gräber von Romanas Geschwistern waren seinen durchdringenden Blicken nahe wie diese Bergschluchten, in deren bläuliche Schatten er hinabäugte nach einem jungen Reh oder einer verlaufenen Ziege. Andreas umfing den Vogel, ja er schwang sich auf zu ihm mit einem beseligten Gefühl. Nicht in das Tier hinein zwang es ihn diesmal, nur des Tieres höchste Gewalt und Gabe fühlte

²⁵ Ebenda, S. 249.

²⁶ Ebenda, S. 249.

²⁷ Hugo von Hofmannsthal, *Ad me ipsum*, in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden*. Bd. 10. *Reden und Aufsätze III, 1925-1929*. Buch der Freunde. Aufzeichnungen 1889-1929. Hg. von Bernd Schoeller und Ingeborg Beyer-Ahlert in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1986, S. 602-606.

er auch in seine Seele fließen. Jede Verdunkelung, jede Stockung wich von ihm. Er ahnte, dass ein Blick, von hoch genug, alle Getrennten vereinigt und dass die Einsamkeit nur eine Täuschung ist. Er hatte Romana überall - er konnte sie in sich nehmen, wo er wollte. [...] Eine unsagbare Sicherheit fiel ihn an: es war der glücklichste Augenblick seines Lebens.²⁸

Auf diese Weise, aus der Perspektive des Adlers spürt Andreas die höchste Gewalt in sich, die ihn die Möglichkeit erahnen lässt, die ganze Welt überblicken zu können, und zwar nicht nur seinen bewohnten Raum, sondern auch einen Weg heraus. Dabei sieht er auch ein schwächeres Tier, nämlich ein junges, vom Berg verborgenes Reh, das sich als Symbol für Romana verstehen lässt. Vorher sah er sie, als sie Andreas in ihrer Lebenswelt herumführte, wie sie mit den Ziegen wie mit Menschenpartnern spielte und sogar versucht die Gruppe zu säugen. So lässt sich Romana als ein Mitglied der Ziegenherde betrachten. Andreas will sie „in sich nehmen“, wie ein Adler ein Lamm jagt, das heißt, es geht ihm darum, sie als eine Anfügung von sich zu haben, aber nicht darum, mit ihr zusammen sein, was schon nicht mehr als ein Liebeswunsch zu betrachten ist. Vielmehr gilt hier das Gesetz des Jägers, der sich willkürlich ergreift, was er will. Der Friede zwischen den Geschlechtern wird deswegen auf eine primitive Weise, im Sinne eines tierischen Friedens herbeigeführt.

5 Durchdringen der Dinge – „Kreatürlichkeit“ als Grundlage des Menschenwesens

Diese Verwandlung setzt eine Betonung der „Kreatürlichkeit“ des Menschen voraus. Bei Romana lässt sich die Grenze zwischen Mensch und Tier als fast aufgelöst beschreiben, während sie bei Andreas ganz anders zum Ausdruck kommt. In seiner Kindheit gab es ein Hündchen, das ihm mit extreme Demut und Unterwürfigkeit „auf Schritt und Tritt folgte“²⁹. Eines Tages beobachtet Andreas jedoch, dass das Hündchen die gleiche Demut vor größeren Hunden an den Tag legt, und er reagiert auf diese Beobachtung mit maßloser Wut. Er schimpft es „eine niedrige und feile Kreatur“, schlägt es fest mit seinem Schuhabsatz und bricht ihm dabei das Rückgrat. Als Andreas dieses Ereignis in der aktuellen schwierigen Lage vor seiner Abreise aus Kärnten erinnert, spürt er plötzlich seine Gemeinsamkeit mit dieser Kreatur. So gerät er in dumpfen Gedanken über sich, nachdem er beobachtet hat, wie ein Knecht die Leiche des vergifteten Hofhundes begräbt:

²⁸ Hugo von Hofmannsthal, Andreas, a. a. O., S. 238f.

²⁹ Ebenda, S. 232.

Zwischen ihm und dem toten Hund war was, er wusste nur nicht was, so auch zwischen ihm und Gotthelf, andererseits zwischen dem Hofhund und jenem anderen. Das lief alles so hin und her, daraus spannt sich eine Welt, die hinter der wirklichen war, und nicht so leer und öd wie die. – Dann staunte er über sich: wo komme ich her? – und ihm war, das läge ein anderer, in den müsste er hinein, habe aber das Wort verloren.³⁰

Er bemerkt eine Ähnlichkeit zwischen menschlichen und tierischen Empfindungen. Der Gewaltausbruch gegenüber seinem Hündchen lässt sich auch als ein Ausdruck eigener Angst verstehen. Er versucht daher sich dem Erfahrungsbereich des Menschen zu entziehen, in die reine Naturwelt zu flüchten, und findet schließlich nicht nur ein Entlastungsmoment vom sozialen Leben, sondern auch, wie gerade erwähnt, ein autonomes Moment als ein freies Wesen. Genauer gesagt findet er in einer Verschmelzung mit der Natur eine Vertrautheit mit allen Naturdingen: „Andreas war zumut wie noch nie in der Natur.“³¹ Je tiefer er in die Naturwelt vordringt, durch die Zweige oder zu den Quellen, desto wohler fühlt er sich; je heimlicher er sich verstecken wollte, desto weiter musste er „springen“, und zwar wie ein Faun im Wald, oder er wünschte sich ein Verbrecher oder Mörder sein wie Gotthelf. Wenn man hier den Charakter des Protagonisten zu definieren versucht, sieht man eine Gestalt in einer Verknüpfung mit dem ganzen Kosmos: Alles ist in ihm enthalten, oder jedes ist in jedem. Nicht nur andere Menschen, sondern auch die Naturwelt, die Pflanzen und Tiere leben in Andreas. Der Einfluss von Novalis lässt sich hier deutlich erkennen, der schrieb: „Wir sollen nicht bloß Menschen, wir sollen auch mehr als Menschen sein. – Der Mensch ist überhaupt soviel als Universum,“³² sowie: „Der vollendete Mensch muss immer gleichsam zugleich an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben – ihm müssen beständig ein weiter Kreis und mannigfache Begebenheiten gegenwärtig sein.“³³ Bei Andreas entrollt sich eine mythische Durchdringung aller Dinge in ganz hohem Maße. Im Tagebuch *Ad me ipsum* werden diese „Einflüsse, ferne: Novalis“³⁴ vom Dichter selbst bestätigt: „Das Über-ich: und mein Teil ist mehr etc. Das Ich als Universum.“³⁵ Die verschiedenen Dinge, seien es Menschen oder andere Wesen, egal, ob lebendige oder tote, konstituieren eine Welt des Wirbels, in der alles zusammen schwingt und sich wechselseitig erschüttert. Die Dinge bedingen sich buchstäblich gegeneinander und verlangen eine Anerkennung für jedes.

³⁰ Ebenda, S. 234.

³¹ Ebenda, S. 238.

³² Richard Samuel (Hg.), Novalis Schriften. Band III. Stuttgart 1960, S. 267.

³³ Ebenda, S. 287.

³⁴ Hugo von Hofmannsthal, *Ad me ipsum*, a. a. O., S. 620.

³⁵ Ebenda, S. 599.

In den tierischen Gestalten wird die Selbstbegegnung von Andreas besonders ersichtlich. Der Versuch, im Tier sich selbst zu finden, lässt sich in Hofmannsthals Werken auch nicht selten auffinden. Schon in *Chandos' Brief* wird ein besonderer Augenblick erwähnt. Als er zunehmend eine Starrheit der alltäglichen Sprachkonventionen, im weiteren Sinne eine Entfremdung von der Welt empfindet, begegnet er in einem flüchtigen Augenblick dem Todeskampf der Ratten, die in grausamen Qualen an Gift krepieren. Die Beobachtung des Leidens der Ratten verleiht Chandos das Gefühl, „ein ungeheures Anteilnehmen, ein Hinüberfließen in jene Geschöpfe“ zu erleben, und damit sieht er die „vollste erhabenste Gegenwart“³⁶. Im Essay *Gespräch über Gedichte* findet sich auch eine Bestätigung dieser Verbindung zwischen beiden. Das Symbol ist nach Hofmannsthal nicht nur als ein metaphorischer Prozess zu verstehen, sondern lässt sich auf die früheste menschliche Opferungshandlungen zurückführen. Im Moment der Tiertötung würde man eine Art von „Resonanz“ empfinden, so dass das Tier ein symbolisches Opfer des Menschen wird. In seinem Text *Der Dichter und diese Zeit* von 1906 wird ein Kindheitserlebnis des Dichters erzählt, dass er oft von den Qualen des Tiers „inspiriert“ wurde, von den gefangenen Haustieren, von den misshandelten Tieren im Zirkus oder in Zoos. Er definiert dieses Fühlen als „das mitleidige halb grausende Ausmalen“³⁷, das auf ein „Verwischen“ des dumpferen Schmerzens begründet ist. In den tierischen Quälereien, die man selbst vielleicht nie erleben könnte, liege mehr und größere Wirklichkeit. Solch eine Erfahrung konnte nach dem Dichter eigentlich in vielen Kindheitserinnerungen gespürt werden.

Die Rolle der Tier-Gestalten im Roman lässt sich daher so verstehen, dass sie als Projektionsmedium der unersichtlichen emotionalen Regungen der Figur und auch ihres instinktgeleiteten, triebhaften Wesens fungieren. Thema des Romans ist die Bildung eines Ichs, während Andreas seine Sicherheit in der realen Welt immer mehr verliert. Nicht nur ein Selbstbewusstsein, sondern auch die bestimmende Urteilskraft fehlt ihm, so dass er aus dem sozialen Leben herausspringen muss, und sich in tierische Gestalt zu versetzen. Die realen Tiere, in denen er sich verbergen und eine primitive und wilde Gewalt und Stärke von sich spüren kann, bieten ihm eine Schilderung seiner inneren Konturen an.

Im Romanfragment wird trotzdem eine gewisse Ausgangsrichtung für das Leben herausgestellt, als Romana von der Erfahrung ihres Großvaters erzählt. Auch als ein brutales und triebhaftes Wesen hat Romanas Großvater eine Lebensform gefunden, in der er die Eigentümlichkeit seines Wesens ungehemmt ausleben kann, ohne zugleich die soziale Anerkennung zu ver-

³⁶ Ellen Ritter (Hg.), Hugo von Hofmannsthal. Erfundene Gespräche und Briefe. Sämtliche Werke, Bd. XXXI. Frankfurt a. M. 1991, S. 51.

³⁷ Hugo von Hofmannsthal, Gesammelte Werke in zehn Bänden. Bd. 8. Reden und Aufsätze I, 1891-1913, a. a. O., S. 70.

lieren: Als Adlerfänger brauchte er jeden Tag fast nichts zu treiben, als oft hinaus zu reiten, in den Bergen herum zu steigen, um die Orte aufzuspüren, wo es Adlerhorst gab. Er nimmt die Nester aus und verkauft sie an andere Leuten. „Das sei sein Sach gewesen und schöne Frauen heiraten.“³⁸ Das heißt, dass er auf diese Weise, ohne jene sozialen Standesannahmen, aber zwischen dem primitiven und modernen sozialen Leben eine Balance gefunden hat. So ist er im Roman einer große Figur, im gewissen Sinne als ein utopischer Fluchtpunkt „gelungener“ Identität zu betrachten. Da Andreas dieses Ziel, nämlich eine klare und selbstbewusste Identität zu erlangen, nicht erreicht, bleibt die Lebensaufgabe im Roman unbewältigt und immer noch offen am Ende.

³⁸ Hugo von Hofmannsthal, Andreas, a. a. O., S. 217.